

Die Spielgefährten.

Roman von V. Wiesen.

Frühling — Frühling auf dem Lande, es giebt nichts Wonnevollereres. Durch die Lüfte zieht es, schmeichlerisch kofend, im Eichenbaum, im Strahlhalm regt es sich, nachwend, leimend, spießend, so heimlich wie allgemalig. Und plötzlich, einem Wunder gleich, liegt der erste grüne Hauch über der jungen Erde. — Frühling!

Auch um das alte, graue Gutshaus von Tannin den hüpfen lustige Sonnenstrahlen, spiegeln sich in den niedrigen, dießelbigen Fenstern und entfallen die rothbraunen Planktöpfen des wüthen Weins, der die ganze Front des schlichten Gebäudes umranken, manche schadhafte Stelle, von der die Kalkverputzung längst abgewickelt, freundlich verhüllt. Vom nahen Kiefernwald her trägt ein linder Wind wüßigen Harzduft herüber und mischt ihn mit dem Geruch frisch gepflügter Ackererde.

Auf dem in Verhältnis zu den beschriebenen Dimensionen des Herrenhauses ungewöhnlich großen Wirtschaftshof tummeln sich Spähen, Säugler und Kinder in buntem Durcheinander. Mehrere barfüßige Buben sind eifrig bemüht, eine große Scheunentür, die wahrscheinlich wegen Altersschwäche austangirt wurde, nach dem nahen Gutsstall zu zerren. Während solch kleinere Kinder, allen voran — den runden Strohhut im Nacken, die Bäckchen hochroth vor Freude und Erregung — ein etwa sechsähriges Mädchen, dessen Augen und feingliedriges Gesichtchen unerschwer das Kind der Gutsheerlichkeit erkennen läßt.

„Ein Schiff, ein Schiff, wir haben ein Schiff!“ jauchzt die Kleine und stemmt ihre winzigen Häufte gegen das morliche, schmutzige Holz, um den Transport zu beschleunigen.

„Was los, Mädchen, Du thust Dir weh, und helfen kannst uns nichts,“ wehrt einer der Träger, ein etwas größerer Junge, den die anderen „Frei“ rufen und der, wie es scheint, die lustige Schaar anführt.

Zeit ist der Zeit erreicht; das Bretterwerk wird zu Boden geworfen, das es laut tracht und der lose Holzstaub aufwirbelt. Geschäftige Hände schieben es dicht an den Uferstrand, noch ein paar träftige Fußstöße, und es schwimmt auf dem Wasser.

„Hurra, Jungens, nun geht's los!“ Als erster ist Frei auf das improvisirte Boot gesprungen; mehrere Knaben folgen. Vom Lande aus reicht man ihnen ein paar Stangen zum Rudern und eine schmale Holzlatte, die Frei zwischen die Bretterfügen klemmt, um sie als Steuer zu benutzen. Die lange Weidenrute mit dem daran geknüpften Leinwandsegen wird in ein Astloch gepflanzt; der frische Frühlingswind läßt den dürftigen Flaogenschwund lustig flattern und treibt das Schiffchen vorwärts.

Blasch — platsch — schlagen die Ruderlöcher ins Wasser, trüffelartige Tropfen spritzen hoch auf und funkeln im Sonnenschein.

Frei sieht breitbeinig, stolz wie ein Kapitän am Steuer und schwimmt die Röhre. Vom Lande antworten die Zuschauer mit lautem „Hallo“. Die kleine Alice klafft immerfort in die Hände und jauchzt: „Frei, Frei! Adieu, Frei!“

Nach einer Weile aber wird sie ungeduldig, trippelt hin und her, dicht an den Uferstrand tretend, in dessen feuchtem Lehmboden der Abdruck ihrer Füßchen zurückbleibt.

Du, jetzt komm wieder; ich will auch mal mitfahren, Frei, hörst Du, Du sollst zurückkommen. Zurückkommen! ruft sie mit solchem Kraftaufwand, daß die helle Kinderstimme überknapp und das Gesichtchen überroth wird.

— In Zufall, vielleicht auch die Wasserströmung, treibt das gebrechliche Fahrzeug in diesem Augenblick wirklich dem Lande entgegen; Frei bohrt die Ruderstange tief in den moorigen Ufergrund — es liegt vor Anker. Die Knaben springen heraus.

„Nun komm ich dran, nun nimm mich mit!“ ruft das kleine Mädchen mit dem leicht durchdringenden Beselston verhöhrter Kinder.

„Mädchen, nein, das darf ich nicht.“ Frei streicht mit dem Knebel der blauen, von mütterlicher Hand gewebten Jacke über seine erdigte Stirn und schiebt die Wägel auf dem braunen Haarschopf verlegen hin und her. „Ich thät Dir schon gern den Gefallen, aber es geht doch nicht.“

„Warum geht es nicht?“ schmolzt die Kleine. „Wenn Du mit dem Schiff fährst, kann ich auch. Und ich will!“

„Seht sie trotzig hinzu. Der Junge steht noch immer unerschrocken. Sieht nicht? Die Bretter sind ganz naß. Du machst Deine Schuhe schmutzig, und allsicherlich ist es auch, Du fällst am Ende hin.“

„Ich werde mich schon festhalten,“ versichert sie zuversichtlich. „Aber Du willst bloß nicht, Frei.“ — Du bist ärgerlich, Frei, ich kann Dich nicht mehr leiden, Du thust mir kein bißchen

was zum Gefallen.“ In der Kinderstimme klingen Kamp und Tränen. Frei ist niedergeschlagen, rathlos. Das kann er sich doch nicht sagen lassen.

„Mädchen, nu wein man nicht. Ich fahre Dich ja im Schiff spazieren, wenn Du durchnaß wilst; aber ganz still stehen mußt. Und von euch andern,“ wendet er sich an die Nachdrängenden, „kommt keiner mit, ihr haltet keine Ruhe“ mit Stöhnen und Schreien. Mädchen, nicht, wirst doch recht acht geben?“

„Na, ja,“ frohlockte das Kind. Sie fakte die Hand des Spielgefährten und läßt sich von ihm auf die leicht schaukelnden Bretter heben.

Vorsichtia, immer das kleine Mädchen im Auge behaltend, stößt er ab und treibt mittels der Ruderstangen sein Fahrzeug vorwärts.

Ganz so veranullich, wie sich das vom Ufer aus angesehen hatte, war die Fahrt doch nicht. Durch Rufen und Fragen quoll aurgelnd die Röhre, der Wind wehte kalt über dem Wasser. Kräftig und widerst das Kind die nassen Armechen in seine Schürze, es ist plötzlich kleinlaut und ängstlich geworden. Der ältere Gefährte sieht es sofort.

„Halt genau, soll ich wieder umkehren?“

Sie nickte. Ihren Willen hatte sie gehabt, nun war es gut.

Der Knabe lenkte das Floß geschickt dem Ufer entgegen; ein Weilchen noch, dann mußte es landen.

Da bemerkt die Kleine, daß der Holzpflock, welcher als Steuer dient, sich löst.

„Dein Steuer — Frei, halt es, es schwimmt fort!“

Sie beugt sich vor, will danach greifen — auf dem nassen Bretterboden verlieren ihre Füßchen den Halt, und mit unbedeutlichem Platschen türst sie ins Wasser, während das verlorene Steuer lustig dem Ufer zutreibt.

Es war das Geschehnis einer Sekunde, einer entsehligen Sekunde, in der dem Knaben allstrotzige Funken vor den Augen freifien und Herz und Hirn zu springen drohten. Dann — ohne auch nur einen Hülfesruf auszusprechen — wirft er sich dem Kinde nach.

Am Ufer entseht lautes Anstacheln, wildes Jammern. Aber niemand hört es. Um diese Zeit ist der Hof wie ausgetrocknet, jeder Erwachsene drauhen bei der Frühjahrsbefeilung.

Mit dem Entsehn fliehet die magallische Schaar auf das heftig freispringende Wassergeringel, inmitten der reamastosen, spiegelglatten Fläche.

„Der muß verkaufen, schwimmen kann er nicht,“ flüsterle eins der Kinder mit grauenvoller Logik.

Da — ein Arm — wird schlägt er um sich, rinat — rinat sich empor. — „Frei, halte Dich am Floß! Frei — am Floß fest — halten!“ kreischen mehrere Stimmen.

Ob er es hört? — Seine Rechte zerrt das kleine Mädchen in die Höhe, ihr weiches Schürzchen wird über dem Wasser sichtbar und bauscht sich wie eine große Blase auf.

Aber die Last ist zu schwer, er muß sie mit beiden Armen packen, oder sie entgleitet. Mit letzter Kraft hebt er den Kopf, dicht vor ihm ist das Floß, und jetzt — wie Eisenklammern graben sich die jungen, starken Knabenzähne in das aufgeweichte Holz. Rudeweise mit den Füßen abstoßend, bewegt er es vorwärts, langsam, langsam treibt es dem Ufer entgegen.

Aushalten — nur aushalten, es muß!

— Endlich! — Die Kameraden springen zu, bis an den Leib in den Teich. Noch ein, zwei Minuten, dann können sie das Floß fassen und ziehen es, sammt seiner Last, ans Land.

Gerettet! — Frei liegt auf den Knien neben der Kleinen, die er fortwährend reibt und schüttelt. Von seinem tiefenden Körper fiedert das Wasser in langen Spuren durch den Lehm.

„Mädchen, wach auf! Ach Gott, Mädchen.“

Sie hebt müde das Köpfchen und versucht an sich entlang zu tasten.

„Mein Kleid — ganz naß,“ lispelt sie kaum hörbar.

„Das triegen wir schon trocken. Wenn man Dir nichts fehlt. Komm, Mädchen. Oder kannst noch nicht gehen?“ forschte er ängstlich.

Die erstarrten, kleinen Glieder versagen den Dienst.

„Na, Jungens, denn sagt an, helfst doch n' bißchen. Du, Karl Meller, was siehst und alohst?“

„Soll'n wir mit se nach de Herrschaft?“ erkundigte sich Karl bedeutlich und reibt seine schmutzigen Ohren.

„Ne, zu uns,“ entscheidet Frei, „aber nu mal vorwärts, schnell!“

Witten auf dem Wirtschaftshof, frohlockend wie die Anfitaten, aber von diesen durch blendendweißen Raufanstrich, arime Fensterladen und einen saubergehaltenen Vorgarten unter-schieben, liegt das Kämmererhaus. Der Kämmererbrunt, Frigens Vater, ist auf dem Felde beim Säen. Die Mutter steht in der Küche und schneert das Milchschürze. Sie ist eine frische, resolute Frau mit intelligentem Gesichtsausdruck, der man es anmerkt, daß sie etwas auf sich hält und die

Zeit, als sie bei Herrschaften diente, nicht vergessen hat. Frei sieht ihr sehr ähnlich, er hat dieselbe breite Stirn mit dem edigen Haaranfah, die hellen Augen und die lebhafteste Art der Bewegungen.

Der letzte Kübel ist blühblank; Frau Brunt trägt ihn hinaus und stülpt ihn auf die Latte des Statensgangs, wo bereits die übrigen Milchgefäße an der Sonne trodnen. Dabei bemerkt sie auf der Dorfstraße die sich dem Hause nähernden Kinder.

„Was giebt's, was habt ihr da?“ Abwartend bleibt sie in der Thüre stehen. Dann, als der kleine Trupp näher kommt:

„Herr, Du mein Gott, — die Mädchen! Was ist dem Kind geschehen? Patschnaß und treideweiß — was ist passiert? — Nu, wird mal einer von euch reden?“ herrscht sie die Umstehenden an.

„Im Teich is se gefallen,“ erseht der Beherziateste; und die Verunglückte der Sorge der Kämmerin überlassend, brüht er sich, gefolgt von den andern, schleunig um die Hausede. Wenn die Geschichte etwa dem gnädigen Herrn zu Ohren kommt, will keiner dabei gewesen sein.

Frau Brunt nimmt das kleine Mädchen auf den Arm und trägt es hinein.

„Mein Jettes, was nicht Kindern im Augenblick alles zustoßen kann,“ klagt sie, während ihre geschäftigen Hände, so schnell es irgend geht, die triefenden, fest anlebenden Kleider von dem friedenen Körperchen streifen. „Gleich ins Bett mußt, Mädchen. Und sag doch, wie ging das zu, daß Du im Teich fielest? Was wird bloß die Mamachen sagen, die gnädige Frau?“

Das Kind hat sich mehr und mehr von dem Schreck und eistalten Badeerholt, die Augen blicken schon wieder hell, nur die Lippen sind noch farblos, und die Fährchen schlagen beim Sprechen aneinander.

„Nichts Mama erzählen — ich will auch nie wieder mit dem Floß fahren,“ bettelt das weinerliche Stimmchen.

„Na, na, man still, man ruhig,“ redet Frau Brunt beäugelnd zu. Sie deutet das mächtige, von bunten Kattunvorhängen umzogene Himmelbett auf, welches fast ein Viertel der ganzen Wohnstube einnimmt, und lockert die schweren, rothkarirten Federkissen, in denen die Kleine fast wüßig versinkt.

„So, nun wirst bald wieder warm werden, daß mal auf, Mädchen. Ich tock' Dir noch schnell was Heißes, da ist noch Lindenthee vom vorigen Sommer oben auf'm Schrank.“

Sie geht nebenan in die Kammer, um den Tee zu holen. Im Halbdunkel, dicht hinter der Thüre, an allen Gliedern zitternd, steht der Frei.

„Mutter, könnt ich wohl mein Sonntagszeug kriegen?“ flötet er verlegen.

„Das Sonntagszeug? Was willst damit?“ fragt sie verwundert. Dann, mit der Hand seinen Anzug streifend: „Du meine Güte, der Anzug ist auch klitschnaß. So was leidet nicht! Was hast anaestelt? Wo warst?“ Und von einem plöblichen Gedanken erfaßt: „Am End' bist Du schuld an dem Malheur mit'm kleinen Fräulein? Bestenn's man alsich, fa' ich Dir!“

„Mutter... ach Gott, Mutter... ich...“

Wie schuldbeuüßt das Kana! Hestia fuhr die erregte Frau auf den Mißethäter los.

„Da soll Dich nichts-nubigen Bengel doch... Nein, so was!“ Sie rümpft die Sonntagskleider, denen ein düster, stoßaler Geruch entströmte, aus dem trohen, rothbraun gebeizten Kasten.

(Fortsetzung folgt.)

Um der Mitgift willen.

Original-Roman von Arthur Zapp.

(15. Fortsetzung und Schluß.)

Sie betrachtet das Couvert genauer — nein! Der Poststempel auf der Briefmarke beweist, daß der Brief von Plantitow kommt. Wie ist es möglich, daß Axel von Plantitow aus einem Brief an sie aufgeben kann, während er doch selbst bei ihr in Carls-hagen weilt? Kopfschüttelnd reißt sie das Couvert auf, um die Lösung des Räthfels zu erfahren. Ihre Augen blicken immer erschauter. Der Brief ist wirklich an sie und von Axel geschrieben. In höchster Verwunderung liest sie:

„Meine geliebte Clara!

Zwar habe ich Dir versprochen, auf eine friedliche Lösung meines Konfliktes mit Herrn Sutmernann bedacht zu sein, aber da dieselbe nicht allein von mir abhängt, so ist es immerhin möglich, daß trotz meiner friedfertigen Stimmung das Duell morgen früh doch stattfinden. In dieser Annahme und für den Fall, daß ich vom Kampfplatz nicht lebend zurückkomme, möchte ich noch einige letzte Worte an Dich richten. Es ist mir ein unerträgliches Gebade, dich Du mich auch über das Grab hinaus mit Deinem Daß und Deiner Verachtung bedenken wirst, daß ich in Deiner Erinnerung als ein Mensch leben werde, der Dich schändlich hintergangen hat und der Dir gegenüber allezeit ein Lügner und Heuchler gewesen.

Der Schein sprach gegen mich, und obgleich ich unter den Umständen Anderes von Dir ja nicht erwarten konnte, hat mich Deine Unerbittlichkeit doch schwer getroffen. Unflüchtig

habe ich gelitten, als Du mich von Dir wiesest, und oft habe ich in der Stille meines Zimmers die Arme sehnsüchtig nach Dir ausgestreckt und gerufen: „Komm, Clara, komm' zurück, verzeihe, sei gut!“ Im Angesicht des Todes schwöre ich Dir, ich habe Dich lieb, von Herzen lieb. Und nun ver-nimm die volle Wahrheit! Materielle Gründe waren die Ursache, daß ich mich Dir vor Jahren näherte, und als ich um Deine Hand warb, warst Du mir zwar sympathisch, aber ich empfand kein tieferes Gefühl für Dich. Erst später, während unseres Zusammenlebens in Carls-hagen, erkannte ich Deinen ganzen Werth, den sittlichen Ernst Deines Charakters, Deine Hochherzigkeit, die Tiefe und Reuschheit Deines Empfindens. Erst in der Ehe lernte ich Dich bewundern, lernte ich Dich lieben, und nie habe ich so tief empfunden für Dich wie jetzt, wo Du mich verurtheilt hast, fern von Dir zu leben. Hoch steht Du in meinen Augen über Allen, denen ich im Leben begegnet bin. Das, was mich einst zu einer Anderen zog, war lediglich ein Raufch der Sinne, ein äußerliches Wohlgefallen. Dich aber liebe ich mit der ganzen Kraft meines Herzens und meiner Seele, mit Allem, was gut in mir ist. Sei dankbar für das Geschenk Deiner Liebe, die aus mir einen besseren Menschen gemacht hat, und die Du mir entziehst, wo ich vielleicht ihrer werth geworden bin. Vielleicht, wenn ich todt sein werde, wirst Du gerechter über mich denken, wirst Du mir verzeihen, mir ein weiches Gefühl gönnen. Die volle, uneingeschränkte Liebe Deines Mannes hat Dir gehört, nur Dir. Das ist, während ich vor der Möglichkeit eines baldigen Todes stehe, mein letztes Wort, mein heiliger Schwur, mein einziges Vermächtniß an Dich.

Clara liest es tief erschüttert, mit überquellenden Empfindungen. Sie schließt die Augen, um die ganze tief Seligkeit auszuatmen, die in dem Bewußtsein liegt, nun endlich an Axel's wirkliche, aufrichtige Liebe glauben zu dürfen.

Und dann liest sie es noch einmal, jeden Satz, jedes Wort förmlich in sich hineinschlürfend. Tränen der innigsten Freude entströmen ihr; tiefste Seligkeit breitet sich über sie.

Aber da durchdringt sie plötzlich ein Gedanke, der ihr das Blut aus dem Antlitz vom Herzen zurücktreibt. Wie kommt es, daß der Brief gerade jetzt an ihre Adresse gelangte? Das Datum liegt um Wochen zurück. Handelt es sich vielleicht um ein listig ausge-sonnenes Intriguenpiel, das Axel arrangirt hat, um ihre durch Reinhold's Krantheit ohnehin erschütterte Widerstandskraft vollends zu besiegen?

Nur für ein paar kurze Sekunden giebt Clara diesen Gedanken Raum. Dann strömt ihr wieder heiß das Blut in's Gesicht und sie schämt sich vor sich selbst. Wui, wie häßlich von ihr! Ist es nicht ihrer unwürdig, so niedrig vor ihm zu denken? Ist das der Lohn für seine aufopfernde Hilfe, die er ihr in den letzten Tagen geleistet und der sie vielleicht das Leben ihres Kindes zu danken hat? Hat er nicht in den letzten Monaten wiederholt, den Beweis einer ehrenhaften, hochherzigen, edlen Gesinnung gegeben? Wenn Leichtsin und Egoismus einst seine Fehler waren, so sind sie es doch heute nicht mehr. Und handelt sie selbst nicht kleinlich, gehässig und verabscheuenswerth, wenn sie ihm eine vor Jahren begangene, aufrichtig bereute Schuld unerbittlich, unversöhnlich nachträgt?

Das Geräusch sich nähernder Schritte unterbricht ihre Betrachtungen und veranlaßt sie, hastig Axel's Brief in die Tasche zu schieben. Er ist es — Axel —, der nun zurückkommt und sich an Reinhold's Bett setzt. Er plaudert mit dem Kleinen — in dem Ton seiner Stimme liegt etwas Verhaltenses. Jetzt umfängt er das Kind mit seinen Armen und küßt es auf Stirn, Wangen und Mund.

„Ach! wohl, mein lieber, kleiner Axel!“ sagte er mit bebender Stimme.

„Ach! wohl! Wie! immer gesund.“

„Und nun tritt er vor Clara.

„Adeu! Ich danke Dir für Deine lebenswürdige Gastfreundschaft.“

Erst jetzt bemerkt er die Spuren von Thränen an ihren Wimpern. Ein Zittern durchläuft seine Gestalt.

„Du hast geweint?“ fragt er. „Was ist Dir, Clara?“

„D nichts —“ stammelt sie und deutet auf Reinhold, „es waren nur Freudenthränen.“

Etwas wie Enttäuschung malt sich in des Mannes Miene. Er neigt grüßend sein Haupt und wendet sich zur Thüre. Schon steht er an der Schwelle, als ihm ein leiser, schüchtern Ruf zurückhält.

„Axel!“

Er schnell herum. Sie steht mit gesenkter Stirn vor ihm; ihr Athem geht heftig; eine übermächtige Bewegung scheint in ihr zu ragen. Endlich kommen die Worte mühsam aus ihrer schwer athmenden Brust herauf: „Ich bitte Dich zu bleiben — immer zu bleiben.“

Axel macht eine unwillkürlich zusammenstauernde Bewegung. Und nun hebt sie ihre Augen empor, die ihn anstrahlen, bittend, in unendlicher Liebe.

„Clara!“ jauchzt er und eilt zu ihr hin und schließt sie in seine Arme. „Hast Du endlich vergessen? Kannst Du mir verzeihen, Clara? Hast Du mich denn noch lieb?“

„Mehr — mehr als je!“ stammelt sie selig. „O Axel!“

Erst nach Monaten, die das junge Ehepaar wie ehemals glücklich, in ruhiger Zurückgezogenheit in Carls-hagen verlebte hat, zeigt Clara ihrem Gatten den Brief, den sie einst im entscheidenden Moment erhalten hat.

Axel ist erstaunt, bestürzt und sieht bald auf den Brief, bald auf Clara.

„Aber wie ist das möglich?“ ruft er, bleich vor Schreck. „Wie konnte der Brief in Deine Hände gelangen?“

Sie zuckt lächelnd mit den Schultern.

„Ich weiß es nicht.“

Axel greift sich an die Stirn und sinnt.

„Ja, jetzt erinnere ich mich“, erklärt er. „Ich hatte den Brief in der Nacht vor dem Duell in ein Schufach meines Schreibtisches gelegt mit der Absicht, daß man ihn finden und Dir zusenden sollte, falls ich nicht mehr zurückkehrte. Aber dann kam meine Verwundung und das lange Krankenlager, worüber ich den Brief ganz, ganz vergessen hatte. Ich kann nur annehmen, daß ihn einer der Plantitower Leute, als ich plötzlich durch Deine Depesche nach Carls-hagen gerufen wurde, fand und ihn auf die Post gegeben hat.“

„Ja, so wird es sein, Liebster“, stimmt Clara bei und schlingt ihre Arme um den Hals des Gatten.

Axel aber ergrift ihre Hände, brüht sie ein wenig von sich ab und sieht ihr forschend in die Augen.

„Und Du hast nicht an mir gezweifelt?“ fragt er. „Du hast nicht geglaubt, daß ich ab — absichtlich?“

Sie verneint ihm rasch den Mund mit einem Kuß. Und nachdem sie ihn geküßt hat, reuevoll, um Vergebung bittend, sagt sie: „Erinnere mich nicht an meine Schwäche! Ja, ich zweifelte noch einmal an Dir — aber einen kurzen, kurzen Moment. Aber nie wieder werde ich an Dir zweifeln — nie!“

— Ende.

Wie man eine Welt wiegt.

Einst, es ist gar nicht so lange her, vielleicht 2 oder 3 Jahrtausende, da hielt man die Welt für kugelförmig. Alexandrische Astronomen machten sich also daran, ihren Umfang auszurechnen. Eben so gedankenvoll waren spätere Entel. Schwerlich hätte Newton das Gesetz der Gravitation entdeckt, hätte er sich nicht früher mit der Abflach getrauen, die Erde zu wiegen? Nichts widersteht dem Meß- und Wiegebrange, weder die Unerschlichkeit des Lichtes noch die schneller Gedanken.

Wenn der Leser geneigt ist, mit uns die Erde auf die Waage zu legen, so wird es vielleicht passend sein, zuvor die Frage aufzuwerfen: Was versteht man unter dem Gewicht der Erde? Im Cornhill'schen Maasstab giebt uns W. A. Chantone in einem sehr interessanten Artikel, den wir seinem wesentlichen Inhalte nach reproduzieren, ein anschauliches Bild von der Operation, die sich nur wenig vom Vorgang in einem Spezerladen unterscheidet, wo man Pfeffer oder Pfeffer wiegt.

Am Großen und Ganzen läuft das Wiegen der Erde darauf hinaus, die Masse derselben zu bestimmen. Denn Newton hat die Sache so erklärt: ein Körper übe eine besto größere Anziehungskraft aus, je mehr Stoff, je mehr Masse in ihm steht, also je dichter er ist. So unterscheiden wir dichtere und weniger dichte Körper, und alles Wiegen läuft darauf hinaus, die Dichte oder die Masse eines Körpers zu berechnen. Wir erreichen unseren Zweck, wenn wir die Anziehungskraft zweier Körper aufeinander bestimmen und dann wiederum die Anziehungskraft dieses Körpers auf die Erde, wir haben dann einen Vergleichsmaßstab. Hängen wir zum Beispiel ein Gewicht von 50 Kilogramm an einer Federwaage auf, einige Fuß über der Erde, so wissen wir, daß die Erde an diesem Gewicht mit einer Kraft von 50 Kilogramm zieht. Nun bringen wir ein zweites, größeres Gewicht, etwa von 350 Kilogramm unter das erstgenannte, und zwar in der Entfernung von 1 engl. Fuß davon. So wird das kleine Gewicht nicht nur von der Erde angezogen, sondern zugleich auch von den neuen 350 Kilogramm. Ist nun die Waage genügend empfindlich, so wird sie anzeigen, daß unser erdgenanntes, kleineres Gewicht nicht mehr 50 Kilogramm wiegt, sondern ein Viertelsoviel Gramm mehr. Das will besagen, der Zug, den ein Körper von 350 Kilo auf einen anderen Körper von 50 Kilogramm in der Entfernung von 1 engl. Fuß ausübt, ist gleich 1 Viertelsoviel Gramm. Man kann nun einen Vergleich ziehen machen. In der Ausführung aber erforderlich der Anziehungskraft der Erde und der Anziehungskraft des Körpers von 350 Kilogramm in der Entfernung von 1 Fuß. Es findet sich dann, daß die Erde 12,5 Quadrillionen engl. Pfund wiegt.

Diese Methode, die Erde zu wiegen, erscheint uns auf dem Papier sehr einfach, ein solches Wiegen, ein solches Abstimmen der Dichtigkeit der Erde so zahlreiche Vorichtsmahregeln, um alle Quellen von Irrthümern auszuschließen, daß die Vorbereitung zu einem solchen Experiment die Arbeit

mehrerer Jahre bildet. Als Prof. Boys zu Oxford die Erde wog, wurde er durch ein Erdbeben gestört, das in einer Entfernung von Tausenden von Meilen stattfand. Das Erdbeben wurde auf diesem Erdtheile nur durch den Umstand zufällig bemerkt, daß Prof. Boys gerade die Erde in dem Augenblick zu wiegen im Begriffe war, als die Welle der Erderstüttung aus dem fernen Welttheil nach England herüberflog. Die Leute, die früher die Erde wogen, hatten deren Anziehungskraft mit jener, großer Gegenstände, z. B. großer Berge, verglichen. Boys machte seine Vergleiche mit metallischen Kugeln, deren größte 4 1/2 Zoll und deren kleinste nur 1/4 engl. Zoll im Durchmesser besaß.

Das Wiegen der Erde durch Bestimmen des Gewichtes auf großen Höhen findet mit Hilfe des Pendels statt. Je größer die Höhe, desto geringer die Anziehungskraft der Erde, desto langsamer die Pendelschwingung. Es gibt aber auch noch andere Mittel. Vor einigen Jahren wurden die Bewohner einer einsamen, fernliegenden Insel sehr erzeit, als eine Gesellschaft an ihrer Küste landete, die eine ganze Reihe sinnloser Handlungen unternahm und dadurch die Achtung der Inselbewohner einbüßte. Die letzte Spur von Respekt ging, wie Schenstone es humoristisch schildert, verloren, als die Gesellschaft auf dem Gipfel eines Berges in Gefäßen Wasser kochte — um die Berghöhe zu messen. Nicht minder verwundert dürften die Eingeborenen von Pershire gewesen sein, als einige Geologen im Jahre 1774 nach Schottland kamen, um mit Weißkohl und Teleskopen, durch welche letztere sie nach den Sternen luaten, die Erde zu wiegen. Nach 2 Monaten Beobachtung und 2 Jahren tartographischer Aufnahmen des Berges fand Mastelne, daß die Erde 50 schwerer sein müße als eine Wasserugel von 4 1/2 facher Größe als die Erde. Dieser Werth wurde dann auf 5 erhöht.

Besitzt man die äufferst feinen Quarzfäden, die sich Boys vor wenigen Jahren mittels elektrischer Schmelzung aus Bergkristall hergestelt hat, so kann man sich einen Apparat bauen in der Größe einer Nusskapsel, in dem man die Erde in ganz niedlicher Weise im Kleinen wiegen kann. Aus einem einzigen Sandkorn läßt sich ein Faden ziehen von 1000 engl. Meilen Länge, ein Faden, härter als Stahl und wunderbar elastisch. Cavendish (1797) verwendete zum Aufhängen der Kugeln Metalldrähte, die nicht vollkommen elastisch sind und mit der Zeit „ermüden“. Auch die Erde war bei solchen Experimenten insofern be-trefflich, als Baily, ein Londoner Feinmechaniker, in den Jahren 1738 bis 1742 nicht weniger als 2153 Experimente vornahm. Neuestens hat Poynting das Experiment in seiner Art erneuert. Nach der Schilderung des Cornhill Magazine hing er 2 Gewichte von je 50 Pfund an die beiden Enden seiner starken Waage. Nun brachte er unter eines dieser Gewichte eine Metallmasse von 350 Pfund, dann trug er diese Masse unter das andere Gewicht hinüber. In beiden Fällen konnte er das durch diese Masse erzeugte Uebergewicht bestimmen. Natürlich mußten alle Vorichtsmahregeln getroffen werden, um Irrthümer zu vermeiden. Die Waage wurde in einem Keller untergebracht und durch ein Feuerrohr beobachtet, das sich im oberen Raume befand und mit dem man durch ein Loch in der Wölbung hindurchsehen konnte. Der Apparat war so empfindlich, daß Niemand im Hause herumgehen durfte, wenn Poynting arbeitete. Um dieser störenden Empfindlichkeit abzuwehren, wurde das Instrument auf große Blöcke von Gummi gestellt. Die Waage arbeitete ein ganzes Jahr verlässlich, begann aber eines Tages falsch zu gehen. Um verständlich zu machen, wie klein die Störung war, bringt Prof. Poynting folgenden Gleichniß: Denken wir uns alle Bewohner der britischen Inseln, also 40 Millionen Personen, in der Riesenschale einer starken Waage untergebracht. In der anderen Schale liege das Gegengewicht, und man denke sich zu diesen 40 Millionen einen Jungen von mittlerer Größe dazu aethen. „Glauben Sie, daß dieses Mehrgewicht dem Manne, der das Wiegen besorgt, irrendwie auffallen würde?“ Keinesfalls. Die Genauigkeit der Waage des Professors Poynting war aber noch größer. Sie war so empfindlich, als ob es sich bei jenem phantastischen Wiegen der Bewohner darum gehandelt hätte, ob der erwählte Junge seine beiden Stiefel anhatte oder nur einen. Cavendish fand die Erde 5,493mal, Boys 5,527mal dichter als Wasser.

Hurrh! Es werden doch Fortschritte gemacht bei der Nordpolforschung. Jetzt haben wir schon eine Rettungsexpedition aufzuweisen, der nicht eine Rettungs-Expeditions-Rettungs-Expedition nachgeschickt zu werden braucht.

Wenn Andy Carnegie durchaus arm sterben und außerdem diesem Kriege ein Ende machen will, dann hat er jetzt eine schöne Gelegenheit dazu. Er braucht nur die Kriegskosten zu bezahlen.

Hiobspost: Die Münze in Philadelphia hat Leute entlassen, weil weniger Geld abgedruckt werden soll. Und es ist doch noch lange nicht genug vorhanden.

Wer gern raucht, der muß sich an's Gaarelassen gewöhnen.